Parsidia und Aurelia bei der weißen Seherin

Drei Tage währte das Heulen des Sturms, schwankte der Zweimaster in beängstigender Weise hin und her und widerstand doch dank dem seemännischen Können der Amazonen allem Aufruhr der Natur. Aurelia hatte sich unter Deck aufgehalten. Oben lauerte andauernde Gefahr, ständig konnte eine haushohe Woge über die Planken hinwegfegen, und wer nicht mit einem Tau angebunden war, der wurde unweigerlich auf Nimmerwiedersehen ins Meer gerissen.

So unverhofft, wie der Taifun über die Reisenden hereingebrochen war, so unmittelbar kam sein Ende. Aurelia wagte sich nach oben, sah in die übermüdeten Gesichter der Kriegerfrauen und traf Parsidia auf der Brücke, die das Ruder führte. Unheimlich wirkte die abrupte Stille. Tiefschwarze Finsternis spannte sich um das Gefährt, und völlig regungslos lag die See. Aurelias „Antennen“ nahmen wahr, dass der Segler fremden Mächten ausgesetzt war.

Parsidia musste dasselbe Empfinden haben. „Fahrt messen!“, lautete ihr Befehl, und das in normaler Lautstärke gerufene Kommando donnerte fast über die Bretter in der bedrückenden Geräuschlosigkeit dieser Nacht.

Die Logge wurde hinabgelassen, und im Handumdrehen verschluckte die Dunkelheit das bleibeschwerte Brett. Kein Zweifel: Das Wasserfahrzeug war von einer mächtigen Strömung erfasst worden. Die Flaute machte die Brigg zum wehrlosen Spielball des Vortriebs.

„Klippen voraus!“, ertönte unvorhergesehen ein Warnruf aus dem Ausguck. Parsidia reagierte augenblicklich und riss im allerletzten Moment das Steuerrad herum. Aus der Nachtschwärze rückte, drohenden Fingern gleich, eine riesige Schar Felsnadeln ins Sichtfeld, als wäre ein steinerner Wald überspült worden.

Aurelia sprang die Stufen hinunter zu ihrem Gepäck. Rasch schüttelte sie ihr Bündel aus. Ihr goldenes Kästchen war in der Situation das Einzige, was

helfen konnte. Mit dem Schrein in der Hand hastete sie zurück an Deck und lief vor zum Bugspriet. Hell leuchtete das Kleinod auf, intensiver und mit anderer Farbe, als es in der Nacht ihrer Flucht aus dem Haus der Verwirrung oder in dem Höhlenpfad zwischen Oase und Felsenkessel gestrahlt hatte. Diese Tatsache erwies sich als extrem nützlich. Das Licht drang tief ins Wasser ein und machte die Felsen sichtbar, sodass eine Navigation möglich wurde. Seite an Seite lagen die Steuerfrau und Aurelia in den Netzen, die am Rammsporn aufgespannt waren. Aurelias wundersame Schatulle ließ die Umgebung aufschimmern, und die Amazone neben ihr rief Parsidia Anweisungen zu, die als Rudergängerin den treibenden Segler steuerte.

Beklemmende, unheimliche, lange Stunden vergingen. Wie von Geisterhand gezogen, trieb es den Zweimaster in seiner Bahn, gelenkt vom Führungsduo, das einander blind verstand und ihn mit Kaltblütigkeit und Geschick durch den Klippenwald manövrierte. Wie gefährlich diese Gewässer waren, verdeutlichten die Schiffsgerippe, an denen sie vorbeitrifteten. Aurelia schauderte. Wie viele Begierden und Wünsche waren an jenem Ort im Laufe der Zeiten zerschellt? Wie vielen Seeleuten war er zum kühlen Grab geworden?

Ein Ruck machte deutlich, dass sich die Strömung der See nochmals verstärkt hatte. Die Brigg nahm immer schnellere Fahrt auf. Ein Knarren und Knattern ließ das Deck erzittern. Von vorn kam lautes Brausen und Rauschen auf, das rasant und gewaltig anschwoll. Aurelias kreisender Blick fand ringsum besorgte Gesichter der Kameradinnen. Das Donnern vor ihnen und die Beschleunigung des Gefährts machten unmissverständlich klar: Sie schossen auf einen monströsen Wasserfall zu. Parsidia stand ungerührt am Ruder. Ihre kräftigen Arme rissen das Steuerrad in die eine Richtung, dann kreiselte die Holzkonstruktion unter ihren kraftvollen Zügen zurück in die andere. Irgendwie gelang es ihr jedenfalls, das Kentern zu verhindern. Das Tosen vor ihnen steigerte sich zum Kanonendonner, und jäh schoss das Amazonenschiff geradeaus in eine Nebelwand.

Mit einem lauten Schrei der Besatzung verlor es den Kontakt zur See und löste sich über dem Abgrund in einem hohen Bogen. Schlagartig zerriss die Dunkelheit. Als wäre der Zweimaster durch eine Wand geflogen, erstrahlte vor ihnen glitzerndes Tageslicht. Nein, das war kein Sturz in den Orkus, nicht das Ende, das alle erwartet hatten. Getragen von einer die Schwerkraft überwindenden guten Macht, schwebten die Planken in der Luft. Was geschah hier? Vor und hinter der Brigg bemerkte Aurelia einen Zug von gigantischen Schwänen. Jeder der weißen Vögel hatte ein Zaumzeug um, und das Wasserfahrzeug hing an goldenen Tauen, jedes davon verbunden mit einem der majestätisch dahingleitenden Riesen

– ein großartiges und beruhigendes Bild in einem. Ein Segelschiff zerschnitt die Formation der Wolken.

Aurelia hatte ihr Kästchen wieder gesichert und stand voller Verwunderung an der Reling. Unter ihnen lag ein freundliches Meer, und vor ihnen baute sich eine grün bewaldete Insel auf, dominiert von dem spitz zulaufenden Kegel des Vulkans, der dieses Eiland einst aus dem Ozean hatte erwachsen lassen. Eine Lagune breitete sich aus, dahinter eine palmengesäumte Bucht. Die Schwäne zogen in einer langen Kurve abwärts. Weich landete das fliegende Geschwader, und die Hölzer fanden mit einem milden Platschen in ihr gewohntes Element. Solaria war erreicht: Die Seherin hatte ihre Gehilfen ausgeschickt und sie passieren lassen.

Der Anker tauchte mit einem Platschen ein, die Jolle wurde zu Wasser gelassen; die Prinzessin und Aurelia setzten mit vier Ruderinnen an Land. Parsidia hieß die Crew im Boot warten und sprang mit ihrer Begleiterin in den Sand. Vor ihren Augen dehnte sich das hellgelbe Band des Strandes, und hinter diesem stand wie eine grüne Mauer tropischer Regenwald. Exotische Schreie hallten durch den Busch. Bunte Vögel flatterten in den Zweigen. Unberührte Natur, wie aus den frühen Tagen der Schöpfung, dehnte sich vor den Ankömmlingen aus.

Parsidia nahm ihr Kurzschwert in die Hand und schickte sich an, eine Schneise in das wuchernde Geäst zu schlagen, als ihr Aurelia bedeutete zu verharren. „Das kann sehr anstrengend werden. Wir sollten lieber der weißen Seherin zunächst für die Landung auf der Insel danken und ihr unseren Respekt erweisen.“

„Du hast recht!“ Mit diesen Worten verschwand Parsidias Klinge in der Scheide. „Was schlägst du vor?“

Aurelia hockte sich auf den Boden, die Beine im Schneidersitz, und legte ihre Hände mit den Handflächen nach oben auf die Knie. Parsidia verstand ohne Worte und nahm die gleiche Haltung ein. Beide schlossen die Augen, atmeten zehnmal tief ein und wieder aus und richteten ihre Aufmerksamkeit nach innen. Im Geiste verbanden sie sich mit Mutter Erde und dem himmlischen Vater. In der Meditation öffneten sie sich den fließenden Energien und dankten für die glückliche Ankunft auf Solaria, für ihre Begegnung, die Schönheit dieses Eilandes. Sie weiteten ihre Dankbarkeit beständig aus: auf ihre Gaben, dieses Leben, die Menschen an ihrer Seite und schließlich auf alles, was war.

Ruhe und Harmonie breiteten sich in ihrem Inneren aus. Die Gedanken erstarben, kein Wollen, kein Sehnen, kein Rufen mehr. Einzig nacktes Sein. Plötzlich formte sich aus der Konturlosigkeit ein Bild. Eine Frau mit güti-

gem Antlitz, dessen Züge jeglicher Zeitenwirkung zum Trotz ihre Schönheit behalten hatten, erschien darin. Sie richtete aus bernsteinfarbenen Augen ihre Wahrnehmung auf die Angekommenen und übertrug die Botschaft: Kommt! Aurelia und Parsidia atmeten tief aus und schauten sich um. Vor ihnen lag der Tropenwald offen ausgebreitet, und durch die grüne Mauer ließ sich ein gelber Sandweg erkennen. Freudig nahmen die Gerufenen die Einladung der Prophetin an.

Nach einer halben Stunde steilen Anstiegs endete der Pfad vor einer Felsenwand. Ein Bach fiel aus dem Basalt und hatte ein kleines Becken geformt. Dahinter öffnete sich der Berg zu einer Höhle. Vor deren Eingang saß die weiße Seherin und lächelte ihren Gästen zu. Aurelia und Parsidia näherten sich respektvoll, empfingen eine Geste, die sie zum Sitzen einlud, und folgten der Aufforderung. Die jungen Frauen warteten darauf, dass sie ihnen etwas sagen würde. Aber die silberhaarige Gastgeberin schwieg. Aurelia spürte, wie sie gemustert wurde, und sah in die honiggoldenen Augen. Einen Moment lang zweifelte sie, bis sie wusste: Worte wurden an diesem Ort nicht gesprochen. Im Blickkontakt mit der Wahrsagerin schärfte sie ihre Aufmerksamkeit, und einige Sekunden später stand die Verbindung der Gedanken.

„Mit dir soll der Drache also seinen Meister finden, sich die Weissagung erfüllen? Es war mir bestimmt, die Drachenkriegerin zu empfangen und ihr zu raten, wenngleich ich dies schon mehrfach vergeblich getan habe. Nun denn, so wisse, Aurelia: Gut und Böse sind in dieser Welt gleichermaßen zu Hause. Neues erwächst aus jeder Zerstörung und trägt den Keim von beidem in sich. Ohne Trauer und Leid sind Freude und Glück nicht zu ermessen. Gefühle treiben das Rad des Lebens, doch Erlösung ist im Kreislauf nicht zu finden. Der Drache wurde bereits oft besiegt und erstand dessen ungeachtet stets neu. Wenn das Untier für immer verschwinden soll, ist mehr als der Kampf im Äußeren zu gewinnen. Du wirst es wissen, wenn es so weit ist. Wenn es im göttlichen Plan sein soll, wirst du spüren, was zu tun ist.“

Aurelia spürte das Ende der Botschaft, dankte mit ihrer Geisteskraft und merkte, wie die Blicke der Weissagerin zu Parsidia wanderten.

Parsidia hatte sich denken können, was neben ihr geschah, und erwartete mit wachen Sinnen den Kontakt. Eine geraume Weile stand die Verbindung zwischen ihr und der geheimnisvollen Frau.

Was sich übertrug, blieb Aurelia verborgen, nur das Ende der Audienz kam gleichfalls bei ihr an, als sie die Aufforderung wahrnahm: „Es ist Zeit zu gehen!“

Die Besucherinnen erhoben und verneigten sich, empfingen zuletzt ein „Glück auf euren Weg!“ und machten sich, jede auf ihre Weise beeindruckt von dieser Begegnung, auf den Rückweg. Schweigend setzten sie einen Fuß vor den anderen. Hinter ihnen schloss sich der Urwald. Die weiße Seherin hatte sich wieder abgeschirmt.

Rasch war die Jolle zurück an Bord. Das Schiff wurde klargemacht und stach in See. Wohin, war Aurelia unbekannt, aber sie war sicher, Parsidia habe alles erfahren, was für die nächste Etappe ihrer Fahrt notwendig sei. Zu erkennen war das ohne Worte an der zielsicheren Art, wie die Amazone ihre Kommandos gab, und an deren entschlossenem Gesichtsausdruck.

Aurelia hing ihren Gedanken nach und versuchte, die Worte der Seherin für sich einzuordnen. Mit einem Mal spürte sie Sehnsucht nach Adalwin und ging zu ihrer Schlafstatt, um ihr Schneckengehäuse hervorzuholen und seinen Flötenliedern zu lauschen. Wie lange würde es noch dauern, bis sich ihre Wege von Neuem vereinten? Traurig glitt sie in ihre Hängematte, hörte das Knarren des Holzes, ergab sich dessen Schaukeln und dämmerte vor sich hin, bis Morpheus sie in seine tröstenden Arme nahm und die Erschöpfte einschlief.

Aus beträchtlicher Höhe beschien die Sonne schon die Planken, und im strahlenden Weiß der gesetzten Segel machte der Zweimaster gute Fahrt, als Aurelia sich auf dem Deck einfand. Eine steife Brise im Rücken, rauschten sie dahin, und vom Bug wirbelte gelegentlich ein Flocken Gischt in die Gesichter der weiblichen Matrosen, die überall damit beschäftigt waren, die letzten Schäden des Tropensturms zu beseitigen.

Parsidia stand auf der Brücke und suchte mit ihrem Fernglas den Horizont ab. Froh, die Amazonenprinzessin zu sehen, bewegte sich Aurelia die Treppe zum Ruder nach oben, um der rotblonden Kommandantin Gesellschaft zu leisten. Doch die achtete vorerst gar nicht auf ihre Ankunft. Den Tubus fest auf einen Punkt fixiert, war ihre gesamte Aufmerksamkeit in die Weite gerichtet. Als sie das Glas endlich sinken ließ, waren ihre Züge von Entschlossenheit und grimmigem Ernst bestimmt. „Es sind gleich drei“, knurrte sie zur Begrüßung Aurelia an.

Ihren Morgengruß verschluckte die so Angesprochene und fragte stattdessen: „Wie, drei Schiffe?“

„Ja, bloß dass die das schwarze Segel gesetzt haben. Diese Piratengewässer müssen wir passieren, um nach Geysira zu kommen, und prompt haben wir achtern drei Seeräuberpötte im Schlepptau. – Alle Segel setzen, volle Fahrt!“, tönte Parsidias Befehl über die Bretter, und sofort setzte

gezielte Bewegung in den Masten ein, wurden die letzten Leinen gelöst. Die Brigg rauschte mit höchstem Tempo unter dem Wind.

„Praktisch, dass wir kaum Ladung an Bord haben und Penthesilea mir das schnellste Schiff unserer Flotte anvertraut hat! Mit ihren plumpen Kähnen werden die Piraten hoffentlich bald den Anschluss verlieren.“ Parsidia setzte das Glas erneut an und schien zufrieden mit dem, was sie erkannte. „Lass uns nach unten gehen! Solange die steife Brise anhält, droht uns keine Gefahr.“

Die beiden Frauen begaben sich in die Kapitänskajüte, und Parsidia begann mit den Worten: „Das Schicksal hat unsere Wege verbunden – zum Glück, denn die Seherin hat uns deinetwegen empfangen. Der Drachenkriegerin war sie verpflichtet, nicht uns Amazonen.“

Über Parsidias Gesicht huschte ein grimmiges Lächeln, und Aurelia murmelte ein „Zu viel der Ehre für mich“ vor sich hin, das Parsidia mit einer bestimmten Armbewegung wegwischte, um fortzufahren: „Sie hat mir enthüllt, dass einzig mit deiner Hilfe das Kronjuwel zurück in unsere Hände gelangen kann.“

Aurelia lächelte erleichtert.

„Alles hat seinen Preis, und unsere Gegenleistung steht seit Urzeiten festgeschrieben, denn dafür wurde unser Geschlecht gerettet.“ Parsidia blickte Aurelia fest ins Gesicht. „Die Amazonen werden mit dir in die Schlacht gegen die Drachenarmee ziehen müssen.“ Ihre grünen Augen blitzten auf, als sie hinzufügte: „Keine Sorge! Das schreckt uns Kriegerfrauen nicht. Friedenszeiten machen bequem und sorglos! – Darüber hinaus“, fuhr die Prinzessin mit nachdenklichem Lächeln fort, „hat sie mir einiges obendrauf preisgegeben.“

Fragend schaute Aurelia sie an. Jedoch wich Parsidia aus und schnitt diese Richtung des Gespräches ab.

„Das soll uns momentan nicht beschweren, denn es gibt Wichtigeres, was vor uns liegt.“

Ja, richtig. Aurelia nahm den Faden auf. „Wie finden wir denn nun nach Lauratia zum blauen Diamanten? Sind wir auf dem richtigen Kurs?“ Aurelia kam zielstrebig auf den Punkt.

„Nicht zu schnell mit den jungen Pferden!“, antwortete Parsidia. „So einfach werden wir das Kleinod aus unserem Zepter nicht erringen. Gewaltsam nach Lauratia einzudringen und den Raub zurückzuerobern, ist aussichtslos. Wir müssen Laurin einen Handel vorschlagen. Er wird den blauen Brillanten bestenfalls gegen einen anderen vergleichbaren Stein eintauschen.“

„Und das bedeutet?“, ermunterte Aurelia ihr Gegenüber zum Weitersprechen. „Was weißt du außerdem von der Seherin?“

„Einst ließ Gaia, die Mutter Erde, in ihrem Schoß drei Diamanten als Geschenk für Vater Sonne wachsen. Einer davon glitzerte in blauer Farbe, der zweite in vollem Grün und der dritte in sattem Rot. Sie waren derart vollkommen geraten, dass der Beschenkte die seltenen Minerale vor Freude mit wundertätigen Gaben ausstattete. Dem einen flößte er das Vermögen ein, Unsichtbarkeit zu verleihen, der zweite erhielt die Essenz für absolute Klarheit und Erkenntnis, und dem dritten der Edelkristalle träufelte er einen Teil seiner selbst ein, womit in diesem fortan die Herrschaft über die Zeit wohnte.“

Der Zuhörerin stockte der Atem. Das war doch genau die Legende, wie sie auch die Einhörner kannten! Monahora hatte sie beim Abschied darin eingeweiht, und die Seherin hatte sogar mehr davon entschleiert. Hier eröffnete sich gerade, welche Gaben den Kostbarkeiten innewohnten. Was für ein Glück! Mit offenem Mund verschlang Aurelia die weiteren Worte der Amazone, die in der Erzählung sogleich fortfuhr.

„Um das Strahlen der Geschenke Gaias zur Vollendung zu bringen, wurden kunstfertige Zwerge beauftragt, die Rohlinge zu schleifen. Aus dem blauen schufen sie den perfekten Brillanten, der unser Zepter krönt. Den grünen Kristall schliffen seine Meister zu einem Tropfen, und das rote Juwel erhielt die Form eines Herzens.“

Aurelia hielt es kaum auf ihrem Sitz. Zu spannend, was die weise Frau da aus grauer Vorzeit zu schildern wusste. Vieles lag im Dunklen. Wie waren die Amazonen zu ihrem Kleinod gekommen und wo die anderen abgeblieben? Und was hatte das jetzt mit ihrer Reise nach Geysira zu tun? Gespannt sah Aurelia Parsidia an, und diese spann den Faden des Berichtes weiter.

„Als Lohn für ihre Arbeit sollten die Zwerge einen der Schmucksteine für sich behalten dürfen. Aber als die Wichte fertig waren und ihr Werk zurückgeben sollten, hatten sie deren Schönheit und Zauberkraft derart mächtig in ihren Bann gezogen, dass sie sich ihrer bemächtigen wollten. Sie vertauschten die magischen Ausgangsmaterialien und versuchten mit einem Trick, die Originale zu unterschlagen. Natürlich durchschauten Vater Sonne und Gaia den Betrug und schickten den Titan Okeanos ins Zwergenreich, der als Strafe manchen Bewohner von dort und alle drei Objekte ihrer Gier mit seinen Fluten fortspülte. Über lange Umwege gelangte der blaue Diamant zu uns, den Amazonen.“

„Und die anderen, wo sind die restlichen zwei verblieben?“ Aurelias Neugier war auf das Äußerste gespannt.

„Genau das wollte ich ebenso wissen“, fügte Parsidia an. „Allerdings über den Verbleib des grünen Tropfens und des roten Herzens wusste die Seherin nichts kundzugeben oder wollte es nicht. Dessen ungeachtet gab sie mir den Rat, nach Geysira zu segeln und Mutter Erde zu befragen. Die würde vermutlich wissen, wo sich ihre Geschöpfe verbargen. Wir müssten von ihr einen der Edelsteine gewinnen und Laurin zum Tausch bewegen. Ziemlich einfach klang das, als wenn es simpel wäre, zu Mutter Erde zu gelangen! Dennoch bin ich dankbar für ihren Fingerzeig – besser als nichts. Also“, schloss Parsidia ihren Vortrag, „das ist der Plan. Wir segeln nach Geysira. Immerhin wissen wir diesmal, wo das liegt. Die Insel ist auf meinen Karten verzeichnet. Ungünstigerweise liegt sie inmitten des Nordmeeres, und wir müssen diese Gewässer passieren, in denen es von Piraten geradezu wimmelt. Lass uns nach oben gehen! Drei Korsarenschiffe haben den Horizont schon bereichert.“

Auf der Brücke angekommen, vergewisserte sich Parsidia mit dem Fernrohr dessen, ob die Verfolger den Anschluss verloren hätten. Dem war so. Bloß machte der Segler inzwischen weniger Fahrt. Schlaff hing das Tuch an den Rahen. Besorgt musterte die Kommandantin den Himmel. „Wenn der Wind nachlässt, könnten uns die Galeeren der Seeräuber einholen. Wir sollten vorbereitet sein.“ Mit diesen Worten kehrte sie Aurelia den Rücken zu, und grimmige Entschlossenheit lag in ihrer Stimme, als die über die Planken donnerte: „Amazonen, klarmachen zum Gefecht!“

An Bord brach hektische Betriebsamkeit aus, und zum ersten Mal nahm die Drachenkämpferin wahr, dass die Brigg in ihrem Bauch Katapulte führte. Acht Luken auf jeder Seite öffneten sich. Für diese fürchterlichen Waffen wurden riesige Wurfstangen aus ihrem Lager in den Schiffswänden freigegeben. Lederbänder wurden geölt, Taue gesichtet und neu geordnet. Schließlich spannten sich ächzend die Holzbalken der gewaltigen Riesenschleudern, bezwungen von enormen Winden, an denen jeweils vier Amazonen keuchen mussten, bis die Fernwaffen geladen waren. Dann schlossen sich deren Luken wieder. Nichts deutete mehr am Rumpf darauf hin, welche tödliche Gefahr dahinter lauerte.

Nach vorn und achtern boten je zwei respektable Wurfmaschinen der Besatzung Schutz, die auf Heck und Bug aufgebaut waren und an die jetzt Steine gerollt wurden. Zudem standen eiserne Tiegel bereit, und aus der Tiefe der Ladungsräume tauchten ein paar Fässer auf, in denen schwarze, klebrige Masse transportiert wurde. Aurelia begann zu ahnen, dass mit diesen Waffen Feuer auf die Angreifer geworfen werden konnte. Als wäre das alles nicht genug, wurden allerlei Kriegsgerät und Schilde auf

Deck getragen, Säbel und Kurzschwerter und natürlich die berühmten Langbögen der Amazonen mit einem ganzen Arsenal an Pfeilen. Aurelia vermerkte die routinierten Vorbereitungen der Kriegerinnen auf die Seeschlacht mit Beruhigung. An Wehrhaftigkeit fehlte es dem Schiff wahrlich nicht.

„Die Wurfmaschinen und Katapulte geben keine Garantie“, vernahm Aurelia plötzlich Parsidia an ihrer Seite. „Der Wind ist nahezu eingeschlafen. Nachts wird er vollends verstummen, und die Piraten werden über Nacht rudern. Uns fehlt diese Möglichkeit. Wir müssen sie erwarten.“

„Und was planst du?“, fragte Aurelia die Kommandantin.

„Wir haben unsere Möglichkeiten; die Wurfmaschinen treffen sicherlich über größere Entfernung. Wenn es uns gelingt, ein oder zwei der Galeeren manövrierunfähig zu schießen oder gar zu versenken, können wir das Entern abwehren. Die Seeräuber werden versuchen, längsseits zu kommen und sich auf die Planken zu schwingen, hoffen sie doch auf Beute. Meine Frauen sind im Nahkampf wie Löwinnen. Aber wir müssen ohne Pause zum Gegenangriff übergehen. Sobald die Kerle merken, dass sie nicht zum Erfolg kommen, und wenn sich die Schiffe voneinander lösen, könnten sie versucht sein, uns durch entzündetes Pech auf den Grund zu schicken.“

Aurelia spürte Zuversicht. Diese Frau wusste, wovon sie sprach; und dass die Amazonen in dem Scharmützel ihren Mann stehen würden, davon war sie überzeugt. Wenn das Gefecht nicht zu vermeiden war, dann wehe den Aggressoren! Sollten sie kommen! Ihr Schwert würde sie zu führen wissen. Die Kriegerin in ihr war hellwach. Vielleicht frischte der Wind rechtzeitig auf. Hoffen ließ sich immer, obwohl es danach im Moment nicht aussah. Die Sonne versank langsam im Meer, das reglos wie ein Spiegel vor ihnen glitzerte. Was möglich war zu tun, wurde erledigt. Zuletzt wurde der Ausguck doppelt besetzt und wurden die Posten eingeteilt. Alles war für die Seeschlacht bereit. Vor dem Morgengrauen war allerdings kein Angriff zu erwarten. Die Freiwachen verschwanden nach und nach in ihren Hängematten.

Mit Schwermut im Herzen begab sich Aurelia zu ihrem Ruheplatz, lauschte dem leisen Stöhnen der Hölzer und begann ihre Gedanken wandern zu lassen. Sie träumte sich zu Adalwin, hörte im Inneren den Klang seiner Stimme und Lieder, ritt im Geiste mit ihm auf Monahoras Rücken über die weiten Steppen, frei wie der Wind. Aller Sorgen enthoben und bevor sie dessen gewahr geworden wäre, war sie eingeschlafen.

Der Weckruf der Steuerfrau zerriss die morgendliche Stille, gefolgt von geordneter und eingeübter Regsamkeit der Kriegerinnen. Aurelia war unmittelbar hellwach, sprang aus ihrer Hängematte, raffte ihre Waffen zusammen und eilte nach oben. Dort waren hurtig alle diejenigen Amazonen versammelt, die keine Wurfmaschinen oder Katapulte zu bedienen hatten. Zwei Reihen standen an jeder Reling, bestehend aus je zwölf Soldatinnen, bis an die Zähne bewaffnet und in der Hand die gefürchteten Langbögen haltend.

Parsidia stand auf der Brücke und beobachtete durch das Fernrohr die drei anrückenden Galeeren, die, getrieben von beeindruckenden Rudern und der Gier der Piraten, auf ihren Zweimaster zusteuerten. „Fein, die liefern sich ein Wettrennen darum, wer zuerst die fette Beute bekommt“, zischte Parsidia durch die Zähne und grüßte Aurelia mit einem Kopfnicken. „Das spielt uns in die Hände.“

Im Anschluss rief sie laut: „Amazonen unter Deck!“ Zügig brachten sich die Kriegerinnen aus dem Sichtbereich des gegnerischen Kapitäns. „Kommt ruhig näher!“, knurrte die Schiffsführerin und erklärte für die Angekommene: „Wir sind extra nicht beigedreht, sodass sie unsere Luken nicht sehen können. Die Waffen auf den Planken sind verschwunden. Vielleicht tappen die Deppen in die Falle!“ Parsidia winkte der Steuerfrau und raunte ihr ein paar Befehle zu. Schnell verschwand diese nach unten, und Aurelia hörte sie unten mit fester Stimme Kommandos geben. In der Folge glitt der Segler der Amazonen, gelenkt von Parsidia, leicht nach Luv.

Aurelia verstand nicht gleich Parsidias Vorhaben, registrierte jedoch mit Blick auf die drei Angreifer, dass die erste und größte Galeere im Vergleich zu den anderen beiden an Vorsprung gewann. Offensichtlich wollte es seinen Begleitern zuvorkommen. „Weiße Flagge hissen!“, befahl Parsidia mit tonloser Stimme, und lebhaft tanzend schoss der weiße Lappen an der Leine nach oben.

Nun verstand Aurelia gar nichts mehr: Wollten sich die Amazonen ergeben? Warum befahl die Amazone keine Wurfattacken? Steine gab es doch genug, dazu die Fässer voller Pech. Aurelia musterte mit Sorge das anrudernde Gefährt, wo es von wilden Gestalten geradezu wimmelte. Das Blitzen von Säbeln und Schwertern war inzwischen unschwer auszumachen. Mit wuchtigen Ruderschlägen kamen die Feinde von der Luvseite aus herangeschossen. Im letzten Moment wurden die Stangen eingezogen, bevor sie am Bug der Angegriffenen zerbersten konnten, und das Piratenschiff kam längsseits auf kürzeste Entfernung heran.

„Jetzt!“, donnerte Parsidia; unverzüglich fielen die Luken, und aus kürzester Distanz ließen die Katapulte ihre Wurfspeere fliegen, die sich krachend in

den Bauch der vorbeitreibenden Galeere bohrten. Die Salve erwies sich als Volltreffer: Die Seeräuber hatten den Todesstoß erhalten. Im Nu stürmten Amazonen auf die Planken und ließen auf das gegenüberliegende Deck einen Pfeilhagel niedergehen, weswegen in kürzester Zeit aus der johlenden Angreifermeute eine heulende und klagende Bande von Männern wurde, die stark dezimiert auf dem untergehenden Wrack um ihr Leben kämpften.

Die Überrumpelung war gelungen, der erste Gegner ausgeschaltet – ein Teilerfolg, hielten doch zwei weitere Galeeren auf die Amazonen zu. Die Seeschlacht trieb ihrem Höhepunkt entgegen. In größter Eile riss Parsidia das Steuer herum. Die Brigg drehte sich im Wind, der just auf den Punkt aus dem Schlaf erwachte, und richtete damit ihre Wurfmaschinen des Vorderschiffes auf die Widersacher aus.

Unter Wutgeheul arbeiteten sich die verbliebenen Korsaren heran eine bedrohliche Übermacht, würden die zwei Gefährte längsseits kommen und die Amazonen in die Zange nehmen. Parsidia war diese Gefahr wohl bewusst. Unentwegt brüllte die Amazonenprinzessin Abstände und Winkel über die Köpfe ihrer Mannschaft, während im wechselnden Einsatz die Wurfkonstruktionen mit der eingespielten Perfektion der Kriegerfrauen ihre Wirkung entfalteten.

Zwar waren anfahrende Schiffe von vorn schwieriger zu beschießen, jedoch bemerkte Aurelia zu ihrer Beruhigung, dass die rechte der beiden Galeeren bald effektiv getroffen wurde. Mit bewundernswerter Präzision schlugen zunächst die Steine auf den Planken des Freibeuters ein, dessen Ruderreihen zersplitterten, bevor die Masten je einen Treffer bekamen. Somit war der gefährlichere Widersacher, der die Seite mit den entladenen Katapulten attackieren wollte, manövrierunfähig geschossen – ein wichtiger abermaliger Etappensieg für die Verteidiger. Geschwind ließ die Kommandantin die bereitstehenden Tröge mit Pech entzünden. Auf ihren Wink wurden die Wurfmaschinen umgerüstet. Ein paar abschließende, perfekt gezielte Würfe setzten im Anschluss die Galeere in Flammen, und deren Besatzung griff eilig zu den Wassereimern.

Parsidia dämpfte das aufkommende Jubeln der erfolgreichen Mannschaft an den Werfern. Hatte sie anfangs gehofft, die verbliebenen Korsaren würden sich nach diesem Misserfolg um ihre Kumpane kümmern, so zeigte sich zügig, dass die Wut und Gier des dritten Kapitäns größer sein mussten als sein Kameradschaftssinn. Zwar war gerade deren erstes Schiff dabei, den Gang auf den Meeresgrund anzutreten, und die letzten Männer suchten sich mit Sprüngen von seinem Deck vor dem folgenden Strudel in Sicherheit zu bringen. Allerdings veranlasste das den Seeräuber nicht zur erwarteten Wendeoperation, im Gegenteil: Die Galeere war

zwischenzeitlich in gefährliche Nähe gekommen, und mit einem lauten Krachen zeigte sich, dass die Gegner ebenfalls Steinschleudern zu bedienen wussten. Direkt vor dem Großmast schlug ein Geschoss ein, und einige Bretter zersplitterten durch den Aufprall.

Mit kühner Entschlossenheit kreiselte Parsidia am Steuerrad. Der aufkommende Wind ermöglichte, wieder zu agieren, und infolge ihres Manövers trieb der Zweimaster frontal auf den anrückenden Kontrahenten zu. „Alle Bögen nach vorn!“, schallte das Kommando, und schon überzogen die weittragenden Langbögen der Amazonen ihr Gegenüber mit einem Pfeilhagel. „Die Wurfmaschine außer Gefecht setzen!“ Kaltblütig reihte Parsidia Befehl an Befehl. Der Treffsicherheit der Schützinnen gelang es tatsächlich, allen Ladeversuchen ein tödliches Ende zu bereiten, weswegen kein weiterer Einschlag mehr die Brigg erreichte.

Wie verheerend der Eisenregen der Langbögen war, zeigte sich von Neuem, als der Angreifer kurz davor war, längsseits zu kommen. Zwar vollzog sich das Einziehen der Ruder bei der Galeere perfekt, wie sicher hundertfach erprobt, doch holten die Frauen alle enterbereiten Piraten aus den Masten, ehe sie an ihren Feinden vorbeitrieben.

Den Rest erledigten die acht Katapulte, welche die Seeschlacht endgültig entschieden, indem schlussendlich das dritte Schiff deren gesamte Breitseite zu spüren bekam und sich die spitzen Eisen mit stumpfer Gewalt ihren Weg durch den Bug bahnten. Der Angriff war vernichtend zurückgeschlagen worden, ohne dass es zum Nahkampf gekommen wäre. Keine Verluste bei den Kriegerfrauen, kaum Beschädigungen an ihrem Segler – die Amazonen entluden ihre Anspannung in einem lauten Siegesgeheul, in das Aurelia mit einstimmte.

Inzwischen hatte der Wind richtig aufgefrischt. Die Brigg setze volles Tuch und überließ die verbliebenen zwei Piratenwracks ihrem Schicksal. Nach Norden, nach Geysira, zu Mutter Erde! So hatte der Rat der Seherin gelautet, und dorthin wehte die Brise, trieb das flüchtige Element die Gefährtinnen ihrer nächsten Etappe entgegen.

Adalwin verspielt seine Freiheit

Als Adalwin aus seinem Schlummer erwachte, hatte die Sonne längst einen beträchtlichen Teil ihrer flachen Bahn gezogen und warf hell glitzernde Strahlen durch das Schlafzimmer. Das Bett neben ihm war leer. Marena klapperte in der Küche, und ein Weilchen verharrte der Junge liegend in Gedanken. Was war geschehen?

Ein fremdartiges Gefühl machte sich in seinen Lenden breit. Schleim zog sich über seine Oberschenkel. Ungewohnt nackt lag er im Bett, das stark nach Marena duftete, und mit diesem Geruch stellte sich die Erinnerung ein. Er war bei ihr gewesen! Ja, es war aufregend, erschreckend, mächtig wie ein Wirbelsturm und dennoch wunderschön in einem gewesen. Ein Nachhall des Erlebten rieselte nochmals als sanfte Welle durch den Körper Adalwins, der zum Mann erwacht war, und ein Lächeln der Befriedigung huschte über seine Züge.

Das musste es also sein, wovon die Kameraden manches Mal auf der Wache mit schiefem Grinsen und in blumigen Andeutungen gesprochen hatten. Dass Mann und Frau sich zusammenfinden mussten, um Kinder zu zeugen, das hatte er theoretisch seit Langem gewusst. Was das praktisch bedeutete und welches Vergnügen damit verbunden sein konnte, hatte sich ihm eben unabsichtlich gezeigt. Dem Jungen dämmerte, dass Marenas Part dabei sicher nicht völlig unbeabsichtigt gewesen sein konnte und sie der zufälligen Begegnung ein Stück weit nachgeholfen hatte. War deshalb der Wein auf den Tisch gekommen? Den Gedanken schüttelte er von sich.

Irgendetwas war gestern Abend vorgegangen – nur was? Richtig, der Wagentross war losgezogen, und Marena hatte ihren Geburtstag gefeiert. Zusammen hatten sie Kuchen gegessen. Sie hatte unentwegt geredet und alles Mögliche kundgetan. Hernach war er in den Stall gegangen, wiedergekommen, sie hatte ihm den Becher mit dem Wein gereicht, den er getrunken hatte. Danach waren ihm die Sinne vergangen. Das konnte sie weder wissen oder gewollt haben. In Alamannia war Wein als Festgetränk üblich. Eine Sache hatte er loswerden wollen. Was war das bloß? Adalwin dachte angestrengt nach, aber es fiel ihm einfach nicht ein.

Mit einem Ruck sprang der Junge aus Bett, griff sich seine Hose und öffnete die Tür zur Küche. Augenblicklich wandte sich Marena um und schenkte ihm ein bezauberndes Lächeln. Frisch wirkte sie, schwungvoll, gut aussehend, glücklich, verführerisch: eine reife Frau auf dem Gipfel ihrer Schönheit. Versonnen lächelte Adalwin seinen Morgengruß zurück und ging, wie jeden Morgen, zum Brunnen in den Hof.

Als der Jüngling vom Waschen zurückkam, standen bereits frische Spiegeleier auf dem Tisch. Marena setzte sich zu ihm, strahlte ihn an und sagte: „Dies war das schönste Geburtstagsgeschenk, das ich jemals erhalten habe. Danke, dass du zum Mann geworden bist!“ Sie drückte ihm zärtlich die Hand, und Adalwin schenkte ihr ein dankbares Lächeln. „So, jetzt iss. Übrigens wolltest du mich gestern Abend etwas wissen lassen. Was war das gleich?“ Gespannt beobachtete sie sein Gesicht.

Ja, was? Adalwin fehlte ein Stück Erinnerung. Er hatte sich anvertrauen wollen, das war ihm gegenwärtig geblieben, weshalb er seine Erlebnisse auszubreiten begann. Ausführlich schilderte er seine Kindheit, sprach von Vater und Mutter, dem Raub durch die Turkannen, berichtete im Detail von der Zeit als Ziehsohn des Großkahns, seiner Wiederkehr und dem gewaltsamen Tod der Eltern beim Einfall der Drachenarmee.

Hernach waren viele Ereignisse abgelaufen. Aber welche? In Adalwins Kopf waberte Nebel. Eine dunkle Wolke schwebte in seinem Hirn. Durch Leuforias schwarze Magie war über die Begegnungen mit Mutter Erde, die Herkunft seiner Waffen, Aurelia und seine Bestimmung als Drachenkämpfer ein Tuch des Vergessens gebreitet worden. Die Wirkung der blauen Mixtur hatte diesen Teil des Gedächtnisses seinem Zugriff entzogen.

Aufmerksam hatte Marena zugehört und alle Sätze des Jungen sorgsam abgewogen. Kein Wort von dem, was er von sich gegeben hatte, klang bedrohlich in ihren Ohren. Ihr Beschützer und jugendlicher Zufallsgast hatte weder von einer Geliebten noch von Zukunftsplänen gesprochen. Es gab offenbar nichts, was ihn wegtreiben würde. Irgendwie schien er in seinem Kopf etwas angestrengt zu suchen. Das war ihr nicht entgangen. Jedoch spürte sie, dass dies die Wirkung der Tropfen sein musste, die sie ihm verabreicht hatte, und nahm dieses Anzeichen eher mit Freude auf. Marena war am Ziel ihrer Wünsche. Was für prächtig angelegte Golddukaten! Sie atmete tief durch und ließ ihren Blick mit unbeschwerter Freude auf ihrem kaum erwachsenen Liebhaber ruhen.

Der Winter kam über das Land und brachte Schnee, Eis und Kälte. Doch die beiden hatten mit Holz ausreichend vorgesorgt, und dank dem Vorrat an Scheiten und dem wundersamen Tuch kamen sie bestens durch den Winter. Als die letzten kalten Februarwinde heulten und der Frühling zur Mittagszeit langsam sein Kommen ankündigte, fand er Adalwin vollumfänglich im Alltag mit Marena versunken, und das Paar hatte die dunkle Jahreszeit gut genutzt, um erschöpfend herauszufinden, was sich Mann und Frau schenken konnten, wenn sie sich innig zum Menschen vereinten.

Um das Gehöft wieder komplett in Gang zu bringen, hatten seine zwei Bewohner beschlossen, dass einige Tiere in den Stall kommen sollten. Als der Schnee von den Feldern war, hatte Marena hinter dem Haus mit der Hacke ein Lederbündel ausgegraben, in dem sich manch klingende Silbermünze fand, sodass der Anschaffung zweier Kühe und eines Schweines nichts im Wege stand, abgesehen von einem hübschen Stück Weg, denn Nutztiere wurden einzig zum Markttag in der Stadt gehandelt.

Der Markt lag einen straffen Zwei-Tages-Ritt entfernt, und mindestens eine Woche würde vergehen, um mit den erworbenen Tieren zurückzukommen. Deshalb kamen Marena und Adalwin überein, dass der Jüngling den Viehhandel wagen sollte, währenddessen sie das Haus hüten würde. Noch immer waren die Wege vom räuberischen Gesindel nicht vollständig befreit, eine lange Reise gefährlich. Gehöfte ohne Bewohner zu lassen, verbot sich ebenso.

Eines schönen Morgens, als die Märzsonne mit ihren wärmenden Strahlen das Land streichelte, sattelte Adalwin sein Pferd, verpackte sorgsam seine Waffen, den Beutel mit seiner Flöte und den anderen Habseligkeiten darin, um sich auf den Weg in die Stadt zu machen. Zur Wegzehrung nahm er sein Wundertüchlein mit. Marena gab ihm den Beutel mit den Silbermünzen und jede Menge gute Ratschläge mit auf die Reise. Eine Woche lang hatte sie dem Burschen erläutert, worauf er beim Kauf einer Kuh und eines Schweines alles zu achten hätte, womit die Händler tricksten und was er sonst aus der Stadt zusätzlich mitbringen sollte. Adalwin hatte sich die vielen Tipps gemerkt und versprach, alles richtig machen. Er umarmte und küsste Marena zum Abschied, schwang sich auf sein Pferd und ritt bis zur Wegbiegung. Dort winkte er der Hausfrau letztmalig fröhlich zu und streifte mit einem zärtlichen Blick ihre üppige Figur. Seiner Erinnerungen zu großen Teilen beraubt, hatte er die Zeit an Marenas Seite als wahres Glück erlebt, seit die verjüngte und gesundete Frau Mütterlichkeit und Weiblichkeit so ideal für ihn verband. Kein Gedanke, sie zu verlassen, im Gegenteil! Verträumt zog er die Luft ein, spürte darin ihren Duft und malte sich im Geiste mit Vorfreude das Wiederkommen aus. Dann wendete er den Hengst, gab ihm die Schenkel und sprengte seinem Ziel entgegen.

Marena ließ ihre Hand sinken und spürte einen Stich im Herzen. Da ritt die Erfüllung ihrer neu erwachten reifen Jugend dahin. War es wirklich richtig, ihn allein in die Stadt zu schicken, wo ihm fast alles unvertraut war und manches Übel lauerte? Eine dunkle Ahnung beschlich sie, und kurzzeitig gab sie dem Impuls nach, lief ein paar Schritte vorwärts, um Adalwin zurückzurufen. Jedoch ihr zugelaufenes Glück war bereits außer Sicht- und Hörweite. Sie fühlte plötzliche Leere und ging nachdenklich und sorgenvoll ins Haus. Marena und Adalwin sollten sich nie wiedersehen.

Nach zwei Tagen im Sattel gelangte Adalwin mit dem Abendrot an das Stadttor und trug den Wachen sein Begehr vor. Zunächst musste er einen Obolus für Kommen und Gehen, Marktteilnahme und die Genehmigung für das Führen eines Pferdes entrichten, um danach endlich passieren zu dürfen. Zu guter Letzt öffnete sich das Tor, und er betrat die gepflasterte

Straße des Städtchens. Unangenehm und bedrückend verspürte er deren Enge. Wenig Licht fiel durch die Häuser. Bis zum Boden drang kein Sonnenstrahl vor. Überall lag Unrat, und der Gestank von Fäulnis und Fäkalien drang unangenehm in seine Nase.

Adalwin führte sein Pferd am Zügel und folgte dem Menschenstrom die Straße hinauf. Um ihn herum war ein Gedränge und Geschiebe von Leuten, die eifrig an ihm vorübereilten oder im Gegenverkehr schubsten, ohne dass es einer der Vorbeihastenden für nötig befunden hätte, sich umzudrehen und eine Entschuldigung von sich zu geben. Zwei Krüppel wankten auf ihn zu, nach einer milden Gabe heischend, und Adalwin fand schnelle Abnahme für den Rest seiner letzten Mahlzeit.

Einen vorbeilaufenden Knaben hielt er an der Schulter fest und fragte nach einem Gasthaus. Der streckte die Hand aus und wies die Gasse entlang. „Oben am Markt sind einige“, war die vage Antwort, und prompt rannte der Angehaltene weiter. Wahrlich kein gemütlicher Ort. Adalwin packte die Lust, sogleich wieder umzukehren. Aber Marena würde das sicher kaum verstehen, und bestimmte Waren wurden nur in der Stadt angeboten, abgesehen vom Viehmarkt. Er überwand seine Abneigung, schob sich unbeirrt durch das Gewusel und hielt schließlich unter einem Schild, auf dem in deutlichen Lettern „Zum Ochsen“ prangte. Ein Stallbursche kam eifrig herbeigelaufen. Adalwin vergewisserte sich dessen, dass er das Pferd wohlversorgt in den Stall brachte, und fand mit der Hilfe des Knechtes den Wirt.

Skeptisch musterte der aufgedunsene Mann, über dessen ausladendem Bauch eine dreckige Schütze hing, den Ankömmling. Anschließend verlangte er einen Silbergroschen im Voraus für die Kammer. „Es ist Markttag morgen!“ Als Adalwin den ruhig aus der Tasche nestelte, winkte der Wirt mit einem schiefen Grinsen eine Magd heran, die den Gast alsbald in sein Zimmer führte. Adalwin ließ seine Satteltaschen in der Ecke zu Boden. Das recht hübsche Mädchen brachte rasch ein Laken und einen Krug Wasser. Bewundernd blieb ihr Blick an dem neuen Gast und seinen Locken hängen.

„Woher kommst du?“, fragte sie den Angekommenen und lächelte schüchtern in Adalwins blaue Augen.

„Zwei Tagesritte nördlich von hier liegt mein Gehöft. Der Viehmarkt hat mich hergezogen!“

„Ach so!“ Eine kleine Enttäuschung war aus der Stimme der jungen Magd herauszuhören. Wäre das schön gewesen, wenn dieser Bursche für länger gekommen wäre!

„Und du?“ Adalwin erwiderte die Frage eher aus Höflichkeit.

„Auch aus einem Bauerngut, westlich von der Stadt. Meine Eltern sind im Krieg umgekommen, und ich musste mich hier verdingen, um überleben zu können!“

„Das tut mir leid!“ Im Inneren Adalwins klang Mitgefühl, das sprach aus seiner Mimik und seiner Stimme, war ihm doch Ähnliches widerfahren. Eine Erinnerung kroch in Adalwin hoch, und da war wieder das Gefühl, etwas fehle in seinem Gedächtnis.

Dankbar über seine Teilnahme an ihrem Schicksal, lächelte das Mädchen und wandte sich langsam um. Der Wirtshof bedurfte ständig fleißiger Hände, und Faulheit war verpönt. „Sei vorsichtig!“, raunte sie über die Schulter mit Verweis auf die Schankstube, und schon stand der Ankömmling allein in seinem kleinen Raum.

Es war früh am Abend, und an sich war der Weitgereiste müde, aber der Lärm drang von unten bis in Adalwins Behausung, sodass Schlafen unmöglich war. Marena hatte zwar ausdrücklich vor dem Gesindel in solchen Lokalitäten gewarnt und die Kleine ebenfalls. Allein was sollte dort Gefährliches für ihn sein? Die Leute unten wirkten fröhlich und sangen Lieder, wenngleich mit frivolen Texten. Die Neugier packte den Jungen. Allen Warnungen zum Trotz fand sich der neue Gast in der Wirtstube ein, und prompt stand ein Krug mit schäumendem Getränk vor ihm. Er ward auf eine Bank geschoben, und die Zecher am Tisch prosteten ihm wie selbstverständlich zu.

Einige Lagen flossen durch die Kehlen, stets von der niedlichen Magd mit einem strahlenden Lächeln an den Tisch gebracht, welche die Stube gezeigt hatte. Adalwin bemerkte an seiner guten Laune, dass Fröhlichkeit ansteckte. Das leicht bittere Getränk schmeckte umso besser, je mehr davon auf den Tisch kam. Nur langsam registrierte er, dass ihm die Zunge schwerer wurde und die Kontrolle über seine Bewegungen fortschreitend schlechter gelang. Dann drückte ihn mächtig die Blase, und Adalwin musste sich entleeren, ging über den Hof und staunte, welcher Strom sich in die Latrine ergoss. Diese Nebenwirkung der verbrauten Gerstenflüssigkeit war ihm, wie das Getränk an sich, unbekannt gewesen. Erleichtert drehte er sich um und wollte in Richtung der Schankstube abbiegen, als ihn eine Frauengestalt ansprach.

„Lust auf ein Spielchen, junger Mann?“ Aus dem Dunkel des Stallflügels trat eine verhüllte Person, nahm ihre Kapuze ab und ließ gekonnt die bis zur Brust reichenden glatten blonden Haare ihre Pracht entfalten. Ein Lichtstrahl erhellte dabei das Angesicht der Mittzwanzigerin. Adalwin sah auf, und augenblicklich stockte ihm der Atem. Was für ein faszinierendes

Gesicht! Unter einer edlen Stirn mit dunklen, betonten Augenbrauen funkelten ihn zwei Saphire an, deren Blau durch lange, schwarze Wimpern, violett geschminkte Lider und das derart kontrastreich hervortretende Weiß effektvoll gesteigert wurden. Eine feine, gerade und edle Nase führte die Aufmerksamkeit des Betrachters zu einem Paar kirschroter, voller Lippen, deren schwungvolle Linienführung eines Lächelns nicht bedurfte, um dennoch Ausdruck purer Sinnlichkeit zu sein. Ein wenig, damit das längliche, gleichmäßige Oval angenehm betonend, traten die Backenknochen hervor, um dem Dreieck der Wangen mit dem Kinn dezente Grübchen zu verleihen.

Die mondäne Schönheit hatte den Auftritt aus dem Schatten des Hofes offensichtlich bewusst gewählt und beobachtete genüsslich dessen Wirkung im Gesicht ihres Gegenübers. Ihr intensiver Blick fixierte Adalwin. Einen Hauch hatte sich ihre rechte Augenbraue bei ihrer Frage gehoben, was mit dem spitzen, halb einladenden, halb hochmütigen Lächeln, das ihre Miene dominierte, perfekt harmonierte.

Der Angesprochene hatte keine Ahnung, was die Frage sollte. Aber welcher Mann hätte das angesichts dieser atemberaubenden Erscheinung in einer solchen Situation zugegeben? Eine warnende Stimme meldete sich in Adalwin. Die Attraktivität der überraschend Aufgetauchten war überwältigend. Aber zugleich wirkte sie kalt und hinter der Faszination, die von ihr ausging, lag gleichermaßen eine unbestimmte Drohung. Noch einmal schauderte es Adalwin. Vom Pferdestall, der gleich über dem Hof lag, strich mit lautem „Kuwitt, kuwitt“ ein Waldkauz ab. Jedoch waren Adalwins Sinne vom Alkohol benebelt, weshalb er die Alarmsignale zur Seite schob und erwiderte: „Warum nicht? Worum soll’s denn gehen?“

Ein gurgelndes Lachen war zu hören, und dann erklang das einschmeichelnde Timbre der Frau erneut. „Um das große Glück! Um die Liebe! Und um etwas Silber. Du hast doch welches?“

Hatte er. Marenas Geld klimperte in seiner Tasche und sollte ein zweites Mal in sein Leben eingreifen.

„Bei solchen Klängen kann es ein interessanter Abend werden. Komm!“ Mit diesen Worten hakte sich die Verführerin bei ihm unter und brachte mit dem betörenden Rosenduft, den sie ausströmte, das Blut ihres Opfers in Wallung. In knappen Schritten durchmaßen sie den Stall, und an dessen Ende öffnete sich eine Tür. Ein von Kerzenschein erhellter, kleiner Raum tat sich auf. Darin stand ein ansehnlicher, runder Tisch, um den vier Männer saßen. Vor den Spielern türmte sich jeweils ein Häufchen Münzen. Ein Humpen Bier stand vor jedem, und Würfel machten munter die Runde. Nur andeutungsweise blickten die Glücksritter hoch, als die Schlepperin

mit dem Ankömmling zu der Gesellschaft gewiefter Hasardeure trat, die nicht den ersten Naivling scheinbar teilnahmslos empfingen, um ihm Hab und Gut samt Freiheit zu rauben.

Vom Würfelspiel hatte Adalwin bisher keine Ahnung. Allerdings war das unwesentlich, denn die Regeln waren rasch erklärt: Münzen kamen auf den Tisch, der Becher mit den drei Würfeln kreiste. Wer am Ende des Rundgangs die meisten Augen hatte, nahm sich, was in der Mitte lag. Das Treiben war bereits flott im Gang, und einer der Sitzenden stand wie bestellt auf, drehte seine Taschen um und verließ, laut über sein Pech schimpfend, das üble Hinterzimmer. Die kurze Hoffnung, das Glück zu zwingen, würde er mit langen Wochen harter Arbeit ausgleichen müssen.

Adalwin wurde von seiner Begleiterin auf den Stuhl geschoben, und sie selbst blieb hinter ihm stehen, um sein Glück zu verstärken, wie sie ihm verheißungsvoll lächelnd erklärte. Und wirklich schien Adalwin zunächst einen Pakt mit der Glücksfee geschlossen zu haben: Wieder und wieder leuchteten ihm drei Sechsen, und bald hatte sich sein Häufchen verdoppelt. Das Blut strömte durch Adalwins Adern, und bei jedem Mal, wenn sich der Becher hob und sich die Anspannung in dem Erkennen der höchsten Zahl entlud, rieselte ein Schauer durch seinen Körper, und die Hormone begannen ihr einlullendes Werk.

Die blonde Fremde hatte sich inzwischen mehrfach als Kellnerin betätigt; demzufolge meldete sich ein paar Krüge weiter Adalwins volle Blase. Er tappte hinaus ins Dunkle, um dem Druck abzuhelfen. Was Adalwin demzufolge verborgen blieb: In seiner Abwesenheit waren schwuppdiwupp die Würfel vertauscht worden; und als er, in die Gaststube zurückgekehrt, erneut seine Einsätze machte, schien sich das Pech an seine Hand geheftet zu haben. Kam ein hoher Wurf, erreichte ein anderer Spieler trotzdem mehr Augen. Unglaubliche drei Mal hintereinander wurde eine Siebzehn von ihm überworfen. Rasch schwanden ihm die Silberlinge dahin, und in Windeseile war der Gewinn in Verlust verwandelt. Das gab es nicht! In Adalwin brodelte es. „Noch eine Runde!“, schrie in ihm die erwachte Sucht und übertönte die Mahnung der Vernunft, die ihm ihr schwaches „Lass das besser sein!“ zurief.

Endlich gelang Adalwin wieder ein Treffer. Wie gut das tat! Bestimmt hatte sich das Glück hiermit gewendet. Seine schöne Begleiterin animierte ihn, wie mehrfach davor seit ihrer Ankunft, mit einem hinreißenden Lächeln. Ein letztes Mal der Höchstwurf! Hingegen es sollte nicht sein. Wenige Spiele danach waren sämtliche Münzen weg. Kein einziger Heller lag vor ihm. Sein gesamtes Geld war verloren, verspielt – alle!

Ein fürchterlicher Schreck durchfuhr Adalwin. Was hatte er getan? Erst jetzt traf ihn die volle Wucht der Erkenntnis. Damit waren die Kühe und das Schwein passé.. Er würde nicht einmal Marena etwas von ihrer Wunschliste mitbringen können. Nein, das durfte nicht sein. Was tun? Ratlos drehte er sich zu seiner Trabantin um, und die wusste genau, welche Medizin zum vollständigen Verderben des Jünglings zur Wirkung kommen musste.

„Du kannst Kredit bekommen, wenn du mir dein Pferd als Pfand versprichst!“ Ein verlockender Vorschlag, den die Blonde aussprach. Wunderbar. Auf diese Art konnte er abermals einsteigen und seine Silberlinge zurückgewinnen. Der Gedanke, dass seine Münzen längst im Besitz eines anderen waren und er vielleicht mit Schimpf und leeren Händen zu Marena zurückkehren müsste, zuckte als blasse Andeutung durch Adalwins benebelten Kopf. Schließlich versickerte diese letzte Warnung seines Verstandes zwischen dem Klimpern der fallenden Würfel, und willig ging er auf das Angebot ein.

Schnell verrichteten die gezinkten Würfel ihre schäbige Arbeit, und es bedurfte einer geringen Zahl von Runden, bis die Betrüger dem halbtrunkenen Adalwin auch diesen Hoffnungsstrohhalm genommen hatten. Benommen saß der am Boden zerstörte Jüngling auf dem Stuhl. In seinem Kopf dröhnte Leere. Pure Verzweiflung machte sich breit. Was war er bloß für ein Verlierer! All das ihm anvertraute Geld war weg. Warum hatte er das Marena angetan? Welcher Teufel hatte ihn geritten? Wie würde er ihr gegenwärtig unter die Augen treten können?

Langsam hob Adalwin den Blick und traf auf das kalte Blau seiner Unglücksbotin. Fast emotionslos und in geschäftsmäßigem Ton machte diese ihm folgende Offerte, die darin steckende Falle geschickt im Vagen lassend: „Eine Partie zum Schluss – allein du und ich. Ich gebe vor, du kannst mich zweimal übertreffen. Gewinnst du, ist dein Pferd wieder dein und zudem zehn Silberstücke. Verlierst du, gehörst du mir. Einverstanden?“

Welche Tragweite in diesem Worten lag, wurde Adalwin nicht wirklich bewusst. Er vernahm einzig die Botschaft, die er hören wollte: Du kannst alles heil machen und hast einen Wurf mehr. Das klang anständig und fair. Verlieren? Und wenn schon! Was konnte schlimmer sein, als mit leeren Händen heimzukommen? Mit einem Schlucken im Hals nickte er wortlos, wie im Fieber, sein Einverständnis.

Der blonde Vampir griff zum Becher, und die Würfel rollten. Zweimal eine Sechs; eine Vier. Kaltes Grausen machte sich im Körper des Betrogenen breit. Ein verdammt hoher Wurf. Einzig zwei Kombinationen brachten eine höhere Augenzahl. Nun fasste Adalwin nach den Objekten, die gleich

sein Schicksal entscheiden würden. Jetzt einmal drei Sechsen. Bitte! Der erste Anlauf – nicht übel: eine Sechs und zwei Fünfen. Mist! Sechzehn Augen. Übertreffen, so lautete die Vereinbarung. Ein letzter Versuch.

Dreimal schüttelte Adalwin den Würfelbecher, sah das gespannte Lauern in den Augen seiner Widersacherin und spürte ein Würgen in seinem Hals. Mechanisch drehte er das Gefäß, ließ die hüpfenden Würfel auf der Tischplatte zur Ruhe kommen und zögerte kurz. Schließlich kippte er langsam das Behältnis nach oben. Eine Drei, eine Zwei, eine Eins wurden sichtbar. Adalwin wurde schwarz vor Augen, und das Entsetzen tobte durch seine Eingeweide. Aus und vorbei! Er war der Gewinnerin verfallen.

Einige Atemzüge dauerte die Benommenheit Adalwins, dann stand er innerlich gefasst auf. „Was hast du mit mir vor?“ Fragend schaute er in das Gesicht des herzlosen Wesens, dessen Schönheit ihm zur hässlichen Fratze geraten war.

„Du wirst als Rudersklave verkauft!“, lautete ihr vernichtendes Urteil. „Die einzige Chance, für einen Taugenichts ein vernünftiges Sümmchen zu bekommen!“ Ein höhnisches, schadenfrohes Grinsen huschte über ihre Miene und verzerrte die gleichmäßigen Züge zu einem diabolischen Bild.

Was? Auf die Galeere? Die schreckliche Botschaft dröhnte durch sein Hirn. Adalwin wurde erst in diesem Augenblick klar, worauf er sich eingelassen hatte, und am hämischen Feixen der Runde erkannte er mit einem Schlag: Er war einem Betrügerring aufgesessen. Mit einem Ruck stieß er den Tisch um und ließ den Mann zu seiner Linken mit einem Tritt samt Stuhl in Richtung der Wand purzeln.

Bevor sich der Übertölpelte dem rechts von ihm Sitzenden zuwenden konnte, erhielt er von hinten einen Schlag auf den Schädel. Nicht zum ersten Mal endete ein Finale dieser Machenschaften mit dem Erwachen ihres Opfers und in dessen verzweifelter Notwehr. Unbemerkt von Adalwin, hatte sich längst in dessen Rücken eine geheime Tür geöffnet, und der herbeigeschlichene Wirt ließ in eben diesem Moment eine Eisenpfanne mit einem wohldosierten Schlag auf dessen Kopf prasseln – genug für eine tiefe Ohnmacht, in die der Getroffene unverzüglich verfiel.

Die Gaunerbande fesselte ihr Opfer, und der Inhaber des schäbigen Lokals trat zu dem Weib, das seit wenigen Tagen in seinem Gasthof weilte und sich ein weiteres Mal als Lockvogel trefflich bewährt hatte. „Ihr versteht Euer Handwerk vorzüglich, Gnädigste!“ Ein schmieriges Grinsen seines feisten Gesichtes begleitete dieses zwielichtige Kompliment. „Das gibt einen hübschen Anteil! Der Händler steht bereits vor der Tür.“

„Den sollten wir keinesfalls warten lassen. Fasst zu!“ Mit diesen Worten gab die Betrügerin den Gefesselten seinen Häschern frei. Eilig bekam Adalwin bereitliegende Stricke um Handgelenke und Füße geschlungen sowie einen Sack übergestreift. Im Anschluss daran wurde sein bewusstloser Körper nach draußen bugsiert; der Wagen des Sklavenbeschaffers stand wie bestellt mit geöffneter Klappe bereit. Gemächlich rollte dieser vom Hof in die Nacht, verfolgt von den triumphierenden Blicken der Frauengestalt. Danach schlug sich die Schöne ihre Kapuze über den Kopf, kniete nieder und verwandelte sich in eine riesige Fledermaus, um mit einem höhnischen Schreien in der Dunkelheit zu verschwinden.

Schon öfters hatten die Magd dunkle Ahnungen beschlichen, denn mancher Gast des „Ochsen“ war am nächsten Tag einfach verschwunden. Ein böses Spiel musste der Wirt treiben, das war klar. Allein sie wusste nicht, welches. Als Adalwin vom Austreten nicht in den Schankraum zurückgekehrt war, keimte das Misstrauen in ihr auf. Eben hatte ihr der Bursche fröhlich zugezwinkert. Wohin war er gegangen?

Die Zecher vertrödelten sich gemächlich, einer nach dem anderen, auf die Straße. Das Treiben in der Schankstube erlosch, und in kürzester Frist war ausgefegt, weshalb sie sich auf ihr Zimmer verabschieden konnte. Von ihrer Kammer aus beobachtete sie angestrengt den Hof und hielt Wache bis weit nach Mitternacht – zu Adalwins Glück! Ihrer geschärften Aufmerksamkeit entging dadurch nicht, wie sich in der dritten Stunde plötzlich aus dem Stall ein Licht auftat und ein Gefesselter mit einem Sack auf dem Kopf von drei Männern zur Hintertür geschleppt wurde. Wenig später ratterten draußen Räder und klapperten Hufe auf dem Pflaster.

Wie der Blitz sauste das erschrockene Kind in das Gemach Adalwins. Richtig, der kleine Raum war leer. Der Weggeschleppte musste dieser Bursche gewesen sein, der ihr so trefflich gefallen und sich mit seinem Lächeln in ihr Herz gebrannt hatte. Aufregung beschleunigte den Atem des Mädchens. Was lief hier ab? Sie schaute sich um. Waren das nicht seine Satteltaschen, die im Dunkeln lagen und sich durch ein metallenes Schimmern ihrer Beschläge bemerkbar machten? Was könnte sie momentan für ihn tun? Im Grunde kaum etwas. Gegenüber dem Wirt und seiner Bande war sie ohnmächtig. Den Verschleppten konnte sie nicht retten. Aber: Seine Sachen würde der braun gelockte Jüngling definitiv vermissen. Ihr kam ein Gedanke.

Eilig warf sie sich die verwaisten Habseligkeiten über, schlüpfte geschwind durch das Haus und war über die Gesindetür rasch auf der Straße. Dort angekommen, lauschte sie – und richtig: Das Gefährt fuhr langsam